

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Solomon, Andrew

Weit vom Stamm

Wenn Kinder ganz anders als ihre Eltern sind

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

I.	Sohn	11
II.	Gehörlos	67
III.	Kleinwüchsige	147
IV.	Down-Syndrom	211
V.	Autismus	269
VI.	Schizophrenie	351
VII.	Behinderung	419
VIII.	Wunderkinder	479
IX.	Vergewaltigung	559
X.	Kriminalität	633
XI.	Transgender	709
XII.	Vater	803
	Dank	835
	Anmerkungen	841
	Bibliographie	987
	Abdruckgenehmigungen	1079
	Verzeichnis	1081

I.

Sohn

Es gibt keine Reproduktion. Wenn zwei Menschen beschließen, ein Kind zu zeugen, vollziehen sie einen produktiven Akt. Der Gebrauch des Ausdrucks *Reproduktion* – der impliziert, zwei Menschen würden sich einfach vervielfältigen – ist im besten Sinne ein Euphemismus, um zukünftige Eltern zu beschwichtigen. Denn in den unterbewussten Phantasien, die eine Empfängnis so verlockend erscheinen lassen, sehen wir uns in unseren Kindern selbst weiterleben, wir nehmen sie zunächst nicht als eigenständige Persönlichkeiten wahr. In der Erwartung, unsere egoistischen Gene fortzupflanzen, reagieren viele von uns deshalb unvorbereitet auf Kinder mit ungewöhnlichen Bedürfnissen. Wir sehen uns plötzlich einem Fremden gegenüber, und je andersartiger dieser Fremde ist, desto stärker unsere Verwirrung. In den Gesichtern unserer Kinder wollen wir das Versprechen ablesen, dass wir nicht sterben werden. Aus diesem Grund sind Kinder, deren wesentliche Eigenschaften die Hoffnung auf Unsterblichkeit zunichtemachen, eine besondere Kränkung: Wir müssen sie um ihretwillen lieben, nicht etwa aufgrund unserer in ihnen verkörperten guten Eigenschaften. Das ist sehr viel schwerer zu leisten. Die Liebe zu unseren Kindern stellt unsere Vorstellungskraft auf die Probe.

Blut ist zweifellos dicker als Wasser. Nichts ist befriedigender als erfolgreiche und hingebungsvolle Kinder, und es gibt kaum Schlimmeres, als wenn unsere Kinder scheitern oder uns zurückweisen. Unsere Kinder sind aber nicht wir: Sie sind uns genetisch ähnlich, teilen deshalb aber nicht zwangsläufig alle unsere Eigenschaften, sondern sind vom ersten Moment an unkontrollierbaren Umweltreizen ausgesetzt. Und doch sind wir unsere Kinder: Aus der Elternschaft kann niemand ausbrechen. Entsprechend des berühmten Ausspruchs des Psychoanalytikers D. W. Winnicott »There is no such thing as a baby«¹, wird, wer ein Neugeborenes oder Baby beschreiben

will, immer das *Baby und jemanden* beschreiben. Ein Baby kann nicht für sich allein stehen, sondern ist immer Teil einer Beziehung. Insofern uns unsere Kinder ähneln, sind sie unsere größten Verehrer; insofern sie sich von uns unterscheiden, können sie zu unseren stärksten Kritikern werden. Deshalb leiten wir sie von Beginn an dazu an, uns nachzuahmen, und sehnen uns nach dem vielleicht tiefsten Kompliment des Lebens, nämlich ihrem Entschluss, unser Wertesystem zu übernehmen. Auch wenn viele von uns stolz darauf sind, sich von ihren Eltern zu unterscheiden, sind wir doch unendlich traurig, wenn sich unsere Kinder von uns unterscheiden.

Da Identität von einer Generation zur nächsten weitergegeben wird, haben die meisten Kinder zumindest einige Merkmale mit ihren Eltern gemeinsam. Dies sind *vertikale* Identitäten. Eigenschaften und Werte werden über Generationen von Eltern an ihre Kinder weitergegeben, nicht nur über die DNA, sondern auch über gemeinsame kulturelle Normen. Unsere ethnische Zugehörigkeit beispielsweise ist eine vertikale Identität. Die Hautfarbe der Kinder entspricht zumeist der Hautfarbe der Eltern: Die genetisch bedingte Hautpigmentierung wird von einer Generation auf die nächste vererbt, ebenso wie die Selbstwahrnehmung als Person mit einer bestimmten Hautfarbe, obgleich diese einem Wandel unterworfen sein kann. Sprache ist normalerweise vertikal, denn die meisten Eltern geben ihre Muttersprache an ihre Kinder weiter. Religion ist halbwegs vertikal: Katholische Eltern werden sich bemühen, ihren Kindern den Katholizismus nahe zu bringen, diese aber können sich von der Religion abwenden oder einem anderen Glauben anschließen. Nationalität ist vertikal, außer bei Immigranten. Blonde Haare und Kurzsichtigkeit werden oft von Eltern auf ihr Kind übertragen, bilden aber in den meisten Fällen keine echte Basis für Identität – die blonden Haare sind zu unbedeutend, und Kurzsichtigkeit lässt sich leicht korrigieren.

Oft aber besitzt jemand ein angeborenes oder erworbenes Merkmal, das den Eltern fremd ist. Ein solcher Mensch muss seine Identität dann in einer Bezugsgruppe ausbilden. Diese Identität ist *horizontal*. Horizontale Identitäten sind geprägt durch genetische Differenzen, zufällige Mutationen, vorgeburtliche Einflüsse oder Werte und Vorlieben, die ein Kind nicht mit seinen Erzeugern teilt. Homosexualität ist eine horizontale Identität: Die meisten homosexuellen Kinder stammen von heterosexuellen Eltern ab, und da ihre Sexualität nicht von der Familie geprägt wird, erwerben sie eine schwul-lesbische Identität, indem sie an einer Subkultur teilhaben. Eine körperliche Behinderung ist meist horizontal, genauso wie eine Hochbegabung. Auch eine Psychopathie ist oft horizontal, die meisten Kriminellen beispiels-

weise sind nicht etwa Kinder von Gangstern. Autismus und geistige Behinderung sind ebenfalls horizontal. Und ein durch eine Vergewaltigung entstandenes Kind wächst in emotionalen Wirren auf, die dem Trauma der Mutter entspringen.

Im Jahr 1993 erhielt ich den Auftrag, für die *New York Times* über das Leben von Gehörlosen zu recherchieren.² Ich hielt Taubheit damals für ein Defizit, mehr nicht. In den folgenden Monaten wurde ich dann unerwartet in die Lebenswelt von Gehörlosen hineingezogen. Die meisten gehörlosen Kinder haben hörende Eltern. Diese Eltern legen Wert auf das Funktionieren in der Welt der Hörenden und verwenden enorme Energie darauf, ihren Kindern das Sprechen und Lippenlesen beizubringen; dabei vernachlässigen sie aber möglicherweise andere Lerngebiete. Einige gehörlose Menschen können gut Lippenlesen und bringen verständliche Sprachäußerungen hervor, andere besitzen diese Fähigkeit jedoch nicht und sitzen endlos lang bei Audiologen und Sprachtherapeuten, anstatt Geschichte, Mathematik und Philosophie zu lernen. Viele kommen dann als Jugendliche mit einer Gehörlosen-Identität in Kontakt und erleben dies als große Befreiung. Sie begeben sich in eine Welt, die Gebärden als Sprache anerkennt, und entdecken sich selbst neu. Es gibt hörende Eltern, die diese kraftvolle neue Entwicklung akzeptieren, andere jedoch bekämpfen sie.

Die Situation kam mir frappierend bekannt vor, da ich schwul bin. Homosexuelle wachsen oft unter der Obhut heterosexueller Eltern auf, die der Ansicht sind, dass eine heterosexuelle Orientierung besser sei, und die ihre Kinder deswegen zuweilen in eine quälende Konformität drängen. Wenn die homosexuellen Jugendlichen irgendwann die schwul-lesbische Identität entdecken, empfinden sie dies ebenfalls als große Erleichterung. Als ich anfangs über Gehörlose zu schreiben, kam gerade das Cochlear-Implantat auf den Markt, ein Gerät, das die Hörempfindung in etwa nachbilden kann. Von seinen Erfindern wurde es als wundersame Erlösung von einem grausamen Defekt gepriesen, während die Gehörlosen es als Mittel zum Genozid an einer lebendigen Gemeinschaft geißelten.³ Beide Seiten haben ihre Rhetorik inzwischen etwas heruntergeschraubt, doch die Angelegenheit bleibt dadurch kompliziert, dass Cochlear-Implantate am wirkungsvollsten sind, wenn sie früh, das heißt möglichst bei Kindern eingepflanzt werden.⁴ Die Entscheidung wird also von Eltern gefällt, bevor das Kind überhaupt eine Meinung ausbilden oder äußern kann. Während ich die Debatte verfolgte, wurde mir klar, dass auch meine Eltern einem vergleichbaren frühen Eingriff entschie-

den zugestimmt hätten, wenn dadurch hätte gewährleistet werden können, dass ich heterosexuell werde. Ich habe keinen Zweifel daran, dass das Aufkommen einer solchen Methode auch heute noch zur Auslöschung der gesamten schwul-lesbischen Kultur führen würde. Diese Vorstellung deprimiert mich, und obgleich sich mein Verständnis der Gehörlosenkultur vertieft hatte, wurde mir bewusst, dass die Ansichten, die ich in meinen Eltern verfestigt sah, wahrscheinlich auch mein eigenes Handeln leiten würden: Mein erster Impuls auf ein gehörloses Kind wäre, die anormale Störung auf jeden Fall beheben zu wollen.

Dann bekam eine Freundin eine kleinwüchsige Tochter. Sie war unsicher, ob sie ihr Kind in der Überzeugung aufwachsen lassen sollte, es sei wie jedes andere auch, nur eben etwas kleiner; oder ob sie ihrer Tochter auf jeden Fall Kleinwüchsige als Vorbilder nahebringen sollte; oder ob sie sich um eine operative Verlängerung der Gliedmaßen ihres Kindes bemühen sollte. Als sie mir von ihrer Verwirrung berichtete, erkannte ich ein vertrautes Muster. Ich hatte mich schon gewundert, etwas mit Gehörlosen gemeinsam zu haben, und nun identifizierte ich mich auch mit Minderwüchsigen. Ich fragte mich, wer sich wohl noch unserer glücklichen Schar anschließen würde. Wenn die schwul-lesbische Identität aus der Krankheit Homosexualität erwachsen konnte, dachte ich, die Gehörlosenidentität aus dem Defekt Taubheit und die Identität von Minderwüchsigen aus einer offensichtlichen Behinderung, dann musste es noch viele weitere Kategorien in diesen prekären Zwischenräumen geben. Das war eine radikalisierende Einsicht. Ich hatte mich immer als Teil einer relativ kleinen Minderheit gesehen und fand mich nun in großer Gesellschaft wieder. Uns alle verbindet das Anderssein. Die individuelle Erfahrung kann die Betroffenen isolieren, doch zusammen bilden sie eine Gesamtheit von Millionen, die allesamt Kämpfe auszustehen haben, die sie stark solidarisieren. Die Ausnahme ist allgegenwärtig, das Typische ein seltener und einsamer Zustand.

So wie meine Eltern missverstanden hatten, wer ich war, so verstehen auch andere Eltern fortwährend ihre eigenen Kinder falsch. Viele Eltern fassen die horizontale Identität ihres Kindes als Affront auf. Wenn sich ein Kind deutlich vom Rest der Familie unterscheidet, verlangt dies Wissen, Fähigkeiten und Taten, die eine typische Mutter und ein typischer Vater nicht abrufen können, zumindest anfangs nicht. Während Familien vertikale Identitäten von frühester Kindheit an stärken, stellen sie sich oft gegen horizontale Identitäten. Vertikale Identitäten werden gewöhnlich als Identitäten akzeptiert, horizontale Identitäten als Makel betrachtet.

Gleichwohl werden keine Forschungen dazu angestellt, wie die genetische Ausstattung so verändert werden könnte, dass beispielsweise die nächste Generation von Kindern dunkelhäutiger Eltern glatte Haare und helle Haut bekommt. Im modernen Amerika ist es manchmal schwer, schwarz, asiatisch, jüdisch oder weiblich zu sein, aber niemand vertritt die Ansicht, dass Schwarze, Asiaten, Juden oder Frauen sich besser in weiße männliche Christen verwandeln lassen sollten, sofern das möglich wäre. Viele vertikale Identitäten verursachen Unbehagen, und dennoch versuchen wir nicht, sie einzuebnen.

Für die Homosexualität trifft das nicht zu. Die Nachteile der Homosexualität sind von etwa gleicher Größenordnung wie die Nachteile der genannten vertikalen Identitäten, dennoch haben die meisten Eltern lange versucht, ihre homosexuellen Kinder zu Heterosexuellen zu machen. Anomalien im Körperbau sind meist erschreckender für die Menschen, die sie beobachten als für die Menschen, die mit ihnen leben, und doch sind Eltern darauf erpicht, physische Ausnahmen zu normalisieren – oft mit schwerwiegenden psychischen Folgen bei ihnen und ihren Kindern. Die geistige Verfassung eines Kindes als krank zu etikettieren – entweder aufgrund von Autismus, geistiger Behinderung oder Transsexualität – spiegelt womöglich eher das Unbehagen der Eltern über diesen Zustand als die Schwierigkeiten, die das Kind mit ihm haben kann. Es wird viel korrigiert, was man lieber in Ruhe gelassen hätte.

Behinderung ist ein Ausdruck, der im liberalen Diskurs seit längerem als belastet gilt, doch die Bezeichnungen, die ihn ersetzt haben – *Schwäche*, *Syndrom*, *Handicap* – sind auf ihre diskrete Art nicht minder diskriminierend. Wir sprechen oft von *Krankheit*, um eine Daseinsform herabzusetzen, und von *Identität*, um eben diese Daseinsform anzuerkennen. Dies ist aber eine falsche Unterscheidung. In der Physik beispielsweise wird Energie als etwas beschrieben, das sich manchmal als Welle und manchmal als Teilchen verhält – im Grunde aber ist sie beides, nur lässt unsere menschliche Beschränkung uns nicht beides zugleich erkennen. Der Physik-Nobelpreisträger Paul Dirac hat dargelegt, wie wir Licht als Teilchen wahrnehmen, wenn wir eine teilchenrelevante Frage stellen, und als Welle, wenn wir eine wellenrelevante Frage stellen.⁵ Eine ganz ähnliche Dualität herrscht in Angelegenheiten des Ich. Viele Zustände sind zugleich Krankheit und Identität, aber wir können die eine Seite nur erkennen, wenn wir die andere verdecken. Das Eintreten für die Identität widersetzt sich dem Konzept der Krankheit, die Medizin dagegen schätzt die Identität zu gering. Beide Ansätze sind zu eng gefasst.

Physiker gewinnen bestimmte Einsichten, indem sie Energie als eine Welle verstehen, und wiederum andere Einsichten, indem sie Energie als Teilchen verstehen, und sie wenden Quantenmechanik an, um die gesammelten Informationen in Einklang zu bringen. Auf ganz ähnliche Weise sollten wir *Krankheit* und *Identität* betrachten. Wir benötigen ein Vokabular, in dem beide Konzepte keine Gegensätze, sondern vereinbare Aspekte eines Zustands sind. Die Schwierigkeit liegt darin, dass wir den Wert von Individuen und Leben anders bemessen müssen, um einen neuen Zugang zu dem Begriff *gesund* zu finden. Ludwig Wittgenstein sagte: »Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.«⁶ Ich erkenne also nur das, wofür ich Worte habe. Ein fehlendes Wort macht uns gewissermaßen blind.

Die hier von mir beschriebenen Kinder besitzen horizontale Identitäten, die ihren Eltern fremd sind. Sie sind gehörlos oder minderwüchsig, sie haben das Down-Syndrom, Autismus, Schizophrenie oder mehrfache schwere Behinderungen. Sie sind Wunderkinder, sie sind Menschen, die durch eine Vergewaltigung gezeugt wurden, oder Menschen, die Verbrechen begehen. Sie sind transsexuell. Das alte Sprichwort sagt: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.⁷ Diese Kinder aber sind Äpfel, die anders gefallen sind: einige ein paar Gärten weiter, einige ans andere Ende der Welt. Unzählige Familien haben Kinder, die nicht ihren ursprünglichen Vorstellungen entsprachen, tolerieren und schätzen gelernt. Oftmals erleichtert und manchmal durcheinandergebracht wird dieser transformative Prozess durch gesellschaftlichen Wandel und medizinischen Fortschritt.

Jeder Nachwuchs verwundert seine Eltern. Die hier dargestellten dramatischen Situationen sind nur Variationen eines Themas. So wie wir die Eigenschaften eines Medikaments durch die Wirkung extrem hoher Dosen untersuchen oder die Standfestigkeit eines Baumaterials testen, indem wir es überirdischen Supertemperaturen aussetzen, so lässt sich das universelle Phänomen der Andersartigkeit innerhalb von Familien besser begreifen, indem wir uns Extremfälle anschauen. Außergewöhnliche Kinder verstärken die elterliche Veranlagung: Potentiell schlechte Eltern werden schreckliche Eltern, und potentiell gute Eltern werden oft ganz hervorragende Eltern. Ich sehe die Dinge genau andersherum als Tolstoi: Alle unglücklichen Familien, die ihre abweichenden Kinder ablehnen, gleichen einander, während die glücklichen Familien, die versuchen, sie zu akzeptieren, auf vielerlei Weise glücklich sind.⁸

Da zukünftige Eltern immer mehr Möglichkeiten haben, sich gegen Kinder mit horizontalen Auffälligkeiten zu entscheiden, sind die Erfahrungen

von Eltern, die solche Kinder großziehen, wesentlich für unser Verständnis von Andersartigkeit. Die frühe Zuwendung und die Interaktion mit den Eltern prägt die Sicht des Kindes auf sich selbst. Die Eltern werden durch ihre Erfahrungen tief verändert. Wer ein Kind mit einer Behinderung hat, wird auf ewig Vater oder Mutter eines behinderten Kindes sein – der Zustand wird zu einem herausgehobenen Kennzeichen und grundlegend dafür, wie andere uns wahrnehmen. Alle Eltern neigen dazu, Abweichung als Krankheit aufzufassen, bis Gewöhnung und Liebe sie befähigen, mit der seltsamen neuen Realität fertigzuwerden – oftmals dadurch, dass die Sprache der Identität eingeführt wird. Die Nähe zum anderen begünstigt seine Integration.

Das erlernte Glück dieser Eltern bekannt zu machen, trägt wesentlich dazu bei, Identitäten zu bewahren, die inzwischen bedroht sind. Ihre Geschichten zeigen uns allen einen Weg auf, wie wir unsere Definition des Menschlichen erweitern können. Es ist wichtig zu erfahren, wie autistische Menschen über Autismus denken, oder Minderwüchsige über Minderwuchs. Selbstachtung ist unentbehrlich, aber ohne familiäre und gesellschaftliche Akzeptanz kann diese nicht die endlosen Ungerechtigkeiten kompensieren, denen viele horizontale Identitäten ausgesetzt sind. Wir leben in xenophoben Zeiten, in denen die Gesetzgebung mit Mehrheitsunterstützung die Rechte von Frauen, Lesben, Schwulen, Bi- und Transsexuellen, illegalen Einwanderern und Armen beschneidet. Trotz und inmitten dieser Krise der Empathie herrscht jedoch im Privaten großes Mitgefühl, und die meisten Eltern, die ich porträtiert habe, lieben über die Grenzen hinweg. Wenn wir verstehen, wie sie dazu gekommen sind, ihren Kindern mit Wohlwollen zu begegnen, können wir Einsichten und Motive gewinnen, es ihnen gleichzutun. Wer in seinem Kind sich selbst und zugleich etwas ausgesprochen Fremdes erblickt und daraufhin eine begeisterte Zuneigung zu allen diesen Facetten gewinnt, der hat die selbstverliebte, selbstlose Hingabe der Elternschaft erreicht. Es ist erstaunlich, wie oft sich diese Wechselseitigkeit entwickelt – wie oft anfangs hadernde Eltern entdeckten, dass sie sehr wohl für ein außergewöhnliches Kind sorgen können. Die elterliche Veranlagung zu lieben obsiegt in den grausamsten Situationen.

Als Kind hatte ich eine Lese-Rechtschreibschwäche. Ich habe sie heute noch. Ich kann nicht per Hand schreiben, ohne mich auf jeden einzelnen Buchstaben zu konzentrieren, und selbst dann gerät mir einiges durcheinander oder bleibt lückenhaft. Meine Mutter erkannte die Dyslexie sehr früh und begann mit mir lesen zu üben, als ich zwei war. Ich verbrachte lange Nachmittage

auf ihrem Schoß und lernte, wie man Wörter buchstabiert. Ich trainierte wie ein olympischer Phonetik-Athlet, und wir betrachteten Buchstaben, als könne keine Gestalt liebreizender sein als ihre. Um mich bei Laune zu halten, schenkte mir meine Mutter ein Notizbuch mit gelbem Filzeinband, auf den Winnie-the-Pooh und Tigger gestickt waren. Wir bastelten Lernkarten und spielten damit im Auto. Ich genoss die Aufmerksamkeit, und meine Mutter brachte viel Spaß ins Lernen, so als sei es das Aufregendste der Welt. Als ich sechs war, stellten meine Eltern an elf New Yorker Schulen einen Aufnahmeantrag, und alle elf lehnten mich mit der Begründung ab, ich würde nie lesen und schreiben lernen. Ein Jahr später wurde ich an einer Schule aufgenommen, deren Direktor widerwillig eingestehen musste, dass meine fortgeschrittenen Lesekenntnisse die urteilssichere Prognose widerlegt hatten. Für Triumphgefühle gab es bei uns zu Hause hohe Standards, doch dieser erste Sieg über die Lese- und Rechtschreibschwäche war prägend: Mit Geduld, Liebe, Intelligenz und Entschlossenheit hatten wir eine neurologische Abnormität überlistet. Unglücklicherweise legte er aber auch den Grundstein für unsere späteren Auseinandersetzungen, da niemand glauben wollte, dass wir nicht auch eine andere angebliche Abnormität bekämpfen konnten, die sich schleichend bemerkbar machte: mein Schwulsein.

Man fragt mich oft, wann ich bemerkte, dass ich schwul bin, und ich überlege dann, was diese Frage eigentlich unterstellt. Es dauerte einige Zeit, bis ich mir meiner sexuellen Vorlieben bewusst wurde. Die Erkenntnis, dass meine Wünsche exotisch waren und nicht denen der Mehrheit entsprachen, kam so früh, dass ich keine Erinnerung an eine Zeit davor habe. Studien zeigen, dass männliche Kinder, die sich später als schwul outen, schon im Alter von zwei Jahren bestimmten Raufspielen abgeneigt sind. Mit sechs dann verhalten sich die meisten offensichtlich geschlechtsuntypisch.⁹ Da ich schon früh ahnte, dass meine Impulse unmännlich waren, unternahm ich auch in anderen Bereichen Selbstfindungs-Experimente. Als man uns im ersten Schuljahr fragte, welches unser Lieblingsessen sei, und alle »Eis«, »Hamburger« und »Spaghetti« antworteten, entschied ich mich stolz für *Ekmek Kadayif* mit *Kaymak*, das ich in einem armenischen Restaurant gegessen hatte. Ich habe nie Baseballkarten getauscht, aber ich habe im Schulbus Opern nacherzählt. All das machte mich nicht gerade beliebt.

Zu Hause war ich beliebt, aber auch erzieherischen Maßnahmen unterworfen. Als ich sieben war, kaufte meine Mutter meinem Bruder und mir ein paar Schuhe, und bevor wir das Geschäft verließen, fragte uns der Verkäu-

fer, ob wir einen Luftballon haben wollten und in welcher Farbe. Mein Bruder wollte einen roten Ballon. Ich wollte einen pinkfarbenen. Meine Mutter wandte ein, das könne nicht mein Ernst sein, meine Lieblingsfarbe sei doch blau. Ich aber beharrte darauf, den pinkfarbenen haben zu wollen, aber unter ihrem zornigen Blick ließ ich mir dann doch den blauen geben. Dass meine Lieblingsfarbe immer noch blau ist, ich aber dennoch schwul bin, demonstriert den Einfluss meiner Mutter und zugleich seine Grenzen.¹⁰ Sie sagte einmal: »Als du klein warst, wolltest du nicht tun, was die anderen Kinder taten, und ich habe dich ermutigt, du selbst zu sein.« Dann fügte sie halb ironisch hinzu: »Manchmal glaube ich, ich bin damit zu weit gegangen.« Ich dagegen habe oft gedacht, sie ist nicht weit genug gegangen. Aber ihre Unterstützung meiner Individualität, die zweifellos auch ambivalent war, hat mein Leben geprägt.

Meine neue Schule hatte eine quasi-liberale Einstellung und verstand sich als integrativ – das hieß, dass in unserer Klasse auch ein paar durch ein Stipendium unterstützte Schwarze und Latinos waren, die aber hauptsächlich untereinander Kontakt hatten. In meinem ersten Jahr dort lud Debbie Camacho zu einer Geburtstagsparty in Harlem ein. Ihre Eltern kannten die New Yorker Privatschuletikette nicht und hatten die Feier auf denselben Tag wie die Homecoming-Party gelegt. Meine Mutter fragte mich, was ich wohl sagen würde, wenn niemand zu meiner Geburtstagsfeier käme, und bestand darauf, dass ich hinging. Ich bezweifle, dass überhaupt viele Kinder zu dem Geburtstag gekommen wären, auch wenn es nicht diese bequeme Entschuldigung gegeben hätte. Letztendlich waren nur zwei weiße Kinder von vierzig Schülern der Klasse dort. Ich war reinweg verängstigt. Die Cousinen des Mädchens wollten mich zum Tanzen animieren, alle sprachen Spanisch, es gab ungewohnte frittierte Speisen. Da bekam ich eine Art Panikattacke und ging tränenüberströmt nach Hause.

Ich zog keine Parallele zwischen Debbie's fehlenden Geburtstagsgästen und meiner eigenen Unbeliebtheit – selbst dann nicht, als ein paar Monate später Bobby Finkel seinen Geburtstag feierte und alle aus der Klasse außer mich einlud. Meine Mutter rief bei Mrs Finkel an, da sie annahm, es handle sich um einen Irrtum, doch Mrs Finkel sagte, ihr Sohn könne mich nicht leiden und wolle mich nicht dabeihaben. An dem Tag der Geburtstagsfeier holte meine Mutter mich von der Schule ab und ging mit mir in den Zoo und danach auf ein »Hot Fudge Sundae« zu *Old-Fashioned Mr Jennings*. Erst in der Rückschau kann ich mir vorstellen, wie gekränkt meine Mutter meinerwegen war – gekränkter als ich es war oder zeigen wollte. Mir

war nicht bewusst, dass ihre Zuneigung auch der Versuch war, die Kränkungen der Welt zu kompensieren. Wenn ich das Unbehagen meiner Eltern angesichts meiner Homosexualität sehe, erkenne ich, wie verletzlich sie meine Verletzlichkeit machte und wie sie meiner Traurigkeit mit der Zusicherung zuvorkommen wollten, dass wir auch allein glücklich sein konnten. Dass meine Mutter mir den pinkfarbenen Luftballon verweigerte, muss zum Teil als schützende Geste verstanden werden.

Ich bin froh, dass meine Mutter mich zu Debbie Camachos Geburtstagsparty geschickt hat – weil ich glaube, dass es richtig war, und weil es mich Unvoreingenommenheit lehrte. Mich und meine Familie deshalb als Verfechter der Toleranz zu stilisieren, wäre jedoch unangebracht. Ich ärgerte einen afroamerikanischen Mitschüler in der Grundschule und behauptete, er sähe aus wie das Stammeskind in einem Rondavel auf einer Abbildung in unserem Sozialkundebuch. Ich fand das nicht rassistisch, ich fand es lustig und zum Teil zutreffend. Als ich älter war, erinnerte ich mich mit tiefem Bedauern an mein Verhalten, und als der Betreffende mich bei Facebook entdeckte, entschuldigte ich mich ausdrücklich. Er nahm die Entschuldigung an und erwähnte, dass er auch schwul sei. Ich bewunderte, wie er sich behauptet hatte, da doch Vorurteile von zwei Seiten im Spiel waren.